

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Donnerstag, 17. Januar

1929.

Fräulein Deutschland.

Roman von Rosa Porten.

(Urheber-Rechtshab. Bimac, Berlin SW. 19.)

(Nachdruck verboten.)

Ein schmetterndes Trompetensignal zerriss die Luft. — kurze, scharfe Kommandorufe ertönten. Klirrend flogen die Säbel aus den Scheiden, die Lanzen senkten sich, brausend jagten die Eskadronen über das weite Feld. Der Boden zitterte und dröhnte unter den stampfenden Pferdehufen. Vom Waldrand her, wo die Infanterie sich eingefunden hatte, fielen die ersten Schüsse.

Über der attackierenden Reitermasse lag eine wirbelnde Staubwolke, in der ab und zu Sonnenreflexe auf wildgeschwungenen Waffen aufblitzten.

Jetzt begann die Artillerie einzutreten. Pferde stürzten, wälzten ihre Leiber auf dem Boden. Die dichten Reihen der Angreifer löckerten sich, floßen breit auseinander. Vergebens suchten die Unterführer die Lücken zu schließen. Die Pferde gehorchten den Zügeln nicht mehr, suchten denen zu folgen, die reiterlos seitlich ausbrachen.

Immer kürzer wurde die Entfernung zwischen den Kämpfenden. Da verließ die Infanterie plötzlich ihre Stellung. In wilder, regelloser Flucht suchte jeder das schwüle Gehölz zu erreichen. In neuem Ansturm jagte die Reitermasse über die eroberte Stellung, um kurz vor der Waldblitze die Pferde zu parieren. Ein vieltausendstimmiges „Hurra!“ durchschlitt die dampf- und staubgeschwängerte Luft.

Wieder ertönte ein Signal, — diesmal ein scharfer Pfeifenton. Die geschlagenen Infanteristen kamen aus dem Walde zurück. Tote und Verwundete standen auf, zündeten sich Zigaretten an, begannen mit den schweißbedeckten Stegern zu plaudern. Dann stukkerte ein Auto über den unebenen Sandboden. Darin stand ein kleiner, lebhafter Herr, nahm ein blechernes Megaphon an den Mund und rief den Tapferen zu: „Aufnahme für heute beendet! Ausgezahlt wird drüben im Atelier, an der Kasse!“

Inzwischen hatten die Zuschauer die Absperrung durchbrochen und drängten über das weite Feld in der Hoffnung, noch mehr von dem militärischen Schauspiel zu sehen. Doch die Operatoren, die, an verschiedenen Stellen verteilt, die Aktion aufgenommen hatten, packten schon zusammen. Die ganze Masse der Statisten zog hinüber nach dem Atelier, auf dessen blinkenden Scheiben zitternd die Justizonne lag. Die glühenden Strahlen, die breit und ungedämpft den langgestreckten Raum durchfluteten, und die große Zahl der Jupitellampen hatten auch dort die Höhe, die schon zu Beginn der Aufnahme unerträglich gewesen war, ins Tropische gesteigert. Zwei Riesenventilatoren, die Dr. Bräuer, der liebenswürdige Regisseur für „Kostümfilme“, hatte einschalten lassen, vermochten trotz ihrem hastenden Lauf kaum Bewegung in die tragen Luftmassen zu bringen . . .

Alles atmete erleichtert auf, als jetzt der Operateur seinen hochbeinigen Apparat zusammenklappte, und Dr. Bräuer die heutige Arbeit für beendet erklärte. Die Männer öffneten die drückenden Wämpe, während die Damen sich mit ihren Taschentüchern Kühlung zufächelten. In plaudernden und lachenden Gruppenandrängten die Statisten Herrn Derti, den Hilfsregisseur, dem Dr. Bräuer seine Wünsche für den kommenden

Tag zuließ. Jeder, dessen Name der schlanke, etwas verträumt dreinschauende Ungar in sein Notizbuch eingeschrieben hatte, verließ erhobenen Hauptes das Atelier, in dem die Bühnenarbeiter bereits die gebrauchten Kulissen abbauten und unter der Leitung des Theatermeisters einen Salon aufrichteten.

Eine der letzten, die an den Hilfsregisseur herantrat, war eine hochgewachsene Blondine, deren zartes Gesicht von einer Glutwelle übergossen wurde, als sie bescheiden die Frage stammelte, ob man morgen für ihre Dienste Verwendung habe. Der Ungar, der an diesen Ton nicht gewöhnt sein möchte, sah erstaunt auf, und sein Blick glitt wohlgefällig an der schlanken Figur nieder. Es lag ein ehrliches Bedauern in seiner Stimme, als er jetzt erwiderte:

„Tut mir jährlisch leid, Fräulein, für morgen sind wir besetzt! Ihre Adresse hab' ich ja wohl . . .?“

Er blätterte hastig in seinem Notizbuch und las, ehe die Blondine zu antworten vermochte, mit seiner harten, schrillen Aussprache:

„Thea Lassen, große Blondine, gute Kostümfigur, Luisenstraße 23, Dritte . . . Stimmt's?“

Thea bejahrte lopfnickend, von Scham gepeinigt über das Kompliment, das die Aufzeichnung des Hilfsregisseurs ihrer Erscheinung gemacht, und über das noch deutlichere, das aus seinen Augen ihr entgegenprahlte. Sie wandte sich schnell ab, nahm vorsichtig die Schleife ihres Brokatgewandes hoch und eilte aus dem Atelier.

Deri sah ihr lange nach. Auf seinem Gesicht, dem man sonst im Verkehr mit Frauen anmerkte, daß er sich seiner eigenartigen, fast erotischen Schönheit nur zu gut bewußt war, lag es wie ein verklärter Schimmer. Donnerwetter, was das eine Frau . . .

Aus seiner Träumerei wurde er jäh durch einen Schlag auf die Schulter gerissen. Er drehte sich empört um, doch seine Züge glätteten sich sofort, als er in das jovial schmunzelnde Antlitz des Direktors Rechmann blickte.

„Na, schöner Eugen . . .? Wieder mal verliebt . . .?“ Aber bitte, Herr Direktor . . .

„Lassen Sie's gut sein, Deri, ich kenne Ihre Schwäche! Übrigens, diesmal befreie ich Sie. Ist wirklich keine Alltagsercheinung. Wo haben Sie denn die her?“

„Kann mich leider in dieser Hinsicht keines Verdienstes rühmen, Herr Direktor! Fräulein Lassen hat sich im Bureau um eine Rolle beworben, und da zunächst keine für sie frei war, nahm sie Dr. Bräuers Vorschlag an, einstweilen Statistin mitzumachen. Sie stellt sich übrigens recht geschickt dabei an — vielleicht könnte man ihr mal 'ne kleine Rolle geben? . . .“

Direktor Rechmann brach in ein glückendes Lächeln aus.

„Na, na, lieber Deri, das wollen wir lieber lassen! Mit den Damen, die Sie protegieren, hab' ich zu üble Erfahrungen gemacht. Mindestens zehntausend Meter Rohfilm hab' ich für Ihre Experimente schon gespiert . . .“

Das plötzliche Eintreten eines eleganten, etwas verlebt ausschenden Herrn, der sich trotz sichtbarer Erregung mit verbindlichem Lächeln an den Direktor wandte, überhob Deri einer Antwort. Es war Arthur Kramer, der Regisseur für „moderne Salongefilme“,

augenblicklich das „vielversprechende Talent“ der Firma Rechmann, G. m. b. H. Vor vielen Jahren war er als „Palmarumbruder“, wie man bei der Bühne die Schauspieler nannte, deren Saisonvertrag vor Ostern endete, nach Berlin gekommen. Nach bösen Hungerwochen hatte ihn der Zufall mit Erich Rechmann zusammengeführt, der damals gerade seine Beteiligung an einer Wäschefabrik verkaufte und der sein freigewordenes Kapital in der Kino-Industrie binnen kurzem zu verzeihlichen hoffte. Kramer war als Regisseur geblieben, was er als Schauspieler gewesen — herzlich talentlos und unbedeutend. Seine Stellung in der Firma, die er nicht seinem Können, sondern der Gewissenlosigkeit verdankte, mit der er in gefährlichen Krisentagen Rechmanns nicht ganz saubere Machenschaften gefördert hatte, wußte er mit leidlichem Geschick auch gegen die inzwischen in das Geschäft eingetretenen Direktoren Schmittenhener und Dunst zu behaupten.

Ohne von Déri, dessen zweifellose Regiebegabung ihm schon manche schlaflose Nacht verursacht, die geringste Notiz zu nehmen, faßte er Rechmann unter den Arm und zog ihn beiseite.

„Die Sache wird ernst, lieber Direktor!“ sagte er, als sie außer Hörweite gekommen waren. „Miriam hat angefagt, — sie spielt nicht mehr bei uns.“

Aus Rechmanns Gesicht wich alle Farbe. Er taumelte einen Moment, als hätte ein schwerer Schlag seine blankpolierte Glazé getroffen. Dann straffte er sich auf und sagte im Tone eines Feldherrn, der seine letzten Reserven ins Feuer schickte:

„Wir müssen sofort zu ihr hin. Lassen Sie mein Auto kommen!“

„Aber ich war ja eben bei ihr! . . . Vor einer Stunde meldete mir ein Bote, Fräulein Holm habe abtelephoniert. Ich sage in ihre Wohnung, — da erklärte sie mir kaltblütig, sie betrete nie wieder die Schwelle der Firma Rechmann. Ich beschwöre, ich bestürme sie — vergebens. Nach unendlicher Mühe erfahre ich den Grund ihres Starrsinns: Direktor Dunst habe sie beleidigt. Er scheine sie für eine Choristin zu halten, da er ihr nach der letzten Aufnahme schon wegen eines lumpigen Vorschusses von tausend Mark Schwierigkeiten mache.“

Rechmann schnaubte vor Wut. Seine sonst so munteren Auglein quollten aus seinem zorngeröteten Gesicht.

„Dieser Ekel! Dieser . . .“

Seine Stimme drohte überzuschnappen.

„Ich hab' es ja immer betont“, fuhr Kramer fort, beßlissen die Gelegenheit benutzend, dem Verhafteten, der seine Hohlheit durchschaute, einen Hieb zu verjehen, „daß Dunst uns durch seinen Heiz noch mal in eine sehr unangenehme Lage bringen wird. Doch jetzt hilft ja alles Klagen nichts. Was soll nun geschehen? Ich weiß keinen Ersatz für Miriam Holm.“

Sie müssen ihn finden, lieber Kramer. Wofür bezahl' ich Ihnen Ihre Gage? . . . Die Kundschaft wartet auf die Serie Gesellschaftsfilms. Wir müssen sie in diesem Monat noch fertigmachen. Oder glauben Sie etwa, Bräuer kann mit seinem historischen Kram allein den Laden schmeißen? . . . Wir sind fertig, wenn die Leute, die von uns laufen wollen, abspringen und zur Konkurrenz gehen . . .“

Kramer zuckte die Achseln. Er kannte genau die Schweißigkeit der Situation und hatte gerade darüber gegrübelt, wie er sie zu seinen Gunsten ausnutzen könnte. Es stand sehr viel auf dem Spiel. Wenn es ihm gelang, erfolgreich einzugreifen, würde man seine Forderung auf Erhöhung der Bezüge nicht ablehnen können.

Rechmann hatte inzwischen angestrengt nachgedacht. Alle Bühnen- und Kinogrößen — er kannte sie ja — ließ er im Geiste vorüberziehen, — es war keine darunter, die herbe Keuschheit so glaubhaft verkörpern könnte wie Miriam Holm. Seine Gedanken schweiften ab, einen Augenblick vergaß er die gefährliche Lage, in die sein Geschäft dadurch gekommen war, und er freute sich fast darüber, daß der „eellige Dunst“ eine so gehörige Lehre erhalten hatte. Doch das triumphierende Lächeln schwand bald wieder aus seinem Gesicht, das sich erneut in ernste Falten legte.

Plötzlich kam ihm eine Erleuchtung.

„He! Déri!“ rief er mit erhobener Stimme.

Der Hilfsregisseur, der in einer entfernten Ecke des Ateliers mit Dr. Bräuer und dem Theatermeister ie Einzelheiten für die morgige Aufnahme besprach, kam dienstestrig herangesprungen. Kramer versärfte sich, da er glaubte, Rechmann wolle den gefürchteten Konkurrenten mit der Lösung der schwierigen Angelegenheit trauen, und atmete auf, als der Direktor sich nur mit einer Frage an den Ungarn wandte.

„Wie hieß doch das Mädel, über das wir vorhin sprachen? . . .“

„Llossen, Herr Direktor, Thea Llossen!“

„Ist sie noch da?“

„Ich glaube bestimmt, daß sie noch nicht weggegangen ist.“ „Rufen Sie sie mir mal.“

Eilsichtig stürzte Déri davon, und auf dem Gang, der das Atelier von den Garderoben trennte, hörte man seine schrille Stimme rufen:

„Fräulein Llossen!! Fräulein Llossen soll gleich zum Herrn Direktor kommen!“

Kramer hatte Theas imponierende Erscheinung wiederholt im Atelier bewundert, aber sich nicht ernstlich für sie interessiert, da er sich um die Gunst Miriam Holms bemühte, die er zu heiraten gedachte. Er wurde dabei nicht etwa von einer Neigung zu der anspruchsvollen, launenhaften Künstlerin bestimmt sondern nur Miriams hohes Einkommen war es, das ihm so verlockend erschien. Wenn es jetzt dem „schmierigen Ungarn“ gelang, für die Holm einen vollwertigen Ersatz zu schaffen, war seine, Kramers, Stellung erschüttert und es bestand für ihn keine Möglichkeit, sich die „verdienstvolle“ Schauspielerin zu sichern. Vorsichtig begann er seine Bedenken zu äußern.

„Wollen Herr Direktor wirklich die großen Rollen einer Ansängerin anvertrauen? . . . Wir brauchen doch nichts zu überstürzen! In einigen Tagen finde ich sicher eine wirkliche Künstlerin . . .“ (Fortl. folgt.)

Fasching im Altersheim.

Von Lene Voigt.

Das war schon seit Tagen ein geschäftiges Trippeln und Schlurken auf den Korridoren von Tür zu Tür. Die Männer und Weiblein im behaglichen Altersheim schienen alle plötzlich wieder jung geworden zu sein. Fast mußten sie ein wenig über sich selbst lächeln bei dem geheimnisvollen Getue und Gehabe. Aber ein famoser Einfall war's doch von der prächtigen Frau Oberin gewesen, unter der Parole „Heut ist ja noch heut“, einen kleinen Faschingstrummel zu inszenieren. Jeder sollte morgen abend irgendwie verkleidet zur gemeinsamen Tafel im Speisesaal erscheinen. Und wenn jemand etwas Lustiges singen oder vortragen wollte, um so besser.

Da tauchten unter den weichen Scheiteln und haarschönen Erinnerungen aus längst vergangenen Faschings-tagen auf. Ja damals . . . Das war eine Zeit! Verschollene Melodien fügten sich zaghaft wieder zum Lied, das man einst gesungen; nur die Textworte waren den greisen Leuten meist entfallen. Die helle Altersvergnügen hatte auch hier so manches Türchen im Gedächtnis zugeschlagen. Straußische Walzerflüsse schwangen ganz leise von fernher — ein rosenroter Reifrock wippte. Die 92jährige Frau Hämmlein hatte in ihren Jungmädchen-tagen noch solch ein Monstrum getragen. Fast wie ein Traum erschien ihr das heute, und war doch einst wirklich gewesen.

Der noch allzeit fidèle Witwer Peruschek — er war ja erst vierundsechzig — saß stillvergnügt schmunzelnd in seinem warmen Stübchen und schneiderte sich eine Bänkelsängertracht zusammen. Die sollten die Ohren spicken morgen abend, wenn er seine 32 selbstverfaßten Knittelverse, die jedem auf harmlos-neidische Weise etwas auswüschten, vom Stabel lassen würde! Das Aufschreiben der Strophen war ihm ja höllisch sauer geworden, aber wenn er seine Poesien dem kleinen Tiviträublein unten im Geschäftszimmer anvertraut hätte, dann ade Überraschung. Das Mädel würde sich natürlich meuchlings einige Kostüme angefertigt haben, und die Verse wären schon am Vormittag von Hand zu Hand geplatzt. Peruschek kannte sie doch aus dem Effeff, die Weiber.

Eine herrliche Idee hatte auch das alte Fräulein Schaller gehabt. Sie besaß noch von früher her ein großgeblümtes Kleid mit Schottertaille und langer Schleppe. Dieses Gewand, das auf den ersten Blick ein Verhetztes war, wollte sie antun und sich obendrein noch mit einem grotesken Hüttchen schmücken,

um dessen Kovi sie eine ganze Familie grellbunter Stoffvögel gruppirt hatte.

Als um 9 Uhr abends, der Hausordnung gemäß, in allen Stuben das Licht ausgetrimpt war, da hatte so manches Brauchen noch nicht den leisten Stich an der Faschingsverkleidung getan und musste den Rest der Arbeit auf morgen verschieben. Ein wenig mit sich selbst redend, wie das alte Herrischen so tun, lagen sie nun alle in ihren sauberer Betten, um noch ein Weilchen zu spinnen und zu spinnen, bis der Schlaf sie umzingt.

Die meisten standen am nächsten Tage schon ein Stündchen früher auf. Das war doch wirklich noch genau so wie in der Jugend: wenn man etwas Festliches vorhat, hält's einen nicht länger in den Federn.

Dann an der gemeinsamen Kaffeetafel munteres Stimmengewirr, geheimnisvolle Andeutungen, lustig-lüstiges Kichern. Mancher der ganz Alten erschrak fast ein bissel vor seinem eigenen, schon so lange nicht mehr gehörten Lachen. Wie doch alles mit den Jahren entrostet.

Kläre, das Hausmädchen, stellte, wie immer, für einige Insassen, die nicht mehr die Treppe steigen konnten, das Frühstück zusammen, um es ihnen auf die Stube zu bringen. „Aber heute abend müssen Sie alle im Saal erscheinen“, rief Fräulein Schaller der Davoneilenden nach, „wer nicht mehr laufen kann, wird getragen!“ — „Schön, will's ausrichten“, lachte das Mädel zurück.

Wenige Minuten später trat mit sichtlich verlegener Miene die Frau Oberin in den Raum und räusperte sich ganz gegen ihre Gewohnheit erst umständlich, bevor sie zu sprechen begann. „Es tut mir aufrichtig leid, Ihnen mitteilen zu müssen, daß aus unserer geplanten Faschingsfeier nichts werden kann. Unsre liebe Frau Hämmerlein ist diese Nacht für immer eingeschlafen.“ Wiewohl doch nun die Oberin für das friedliche Entschlummern der Greisin nicht im geringsten verantwortlich war, schlug sie dennoch wie schuldbewußt die Augen nieder, als sie den Saal wieder verließ. Zu leid hatte es ihr getan, den alten Leuten eine Enttäuschung bereiten zu müssen.

Still und bedrückt trank die kleine Schar den Morgenkaffee zu Ende. Es hatte ihnen allen fürs erste die Rede verschlagen. Schließlich sprangen aber doch von Nachbar zu Nachbar ein paar geflüsterte Bemerkungen auf, etwa wie: „Einen sanften Tod hat sie ja gehabt — das möcht' ich unseiner auch mal wünschen, so ganz ruhig einschlafen und nicht wieder aufwachen — nicht mal den Doktor hat sie gebraucht fürs Sterben, ganz von selber hat sie's gemacht.“ — „Hm, ja, stimmt schon“, meinte Fräulein Schaller etwas lauter als die anderen und fügte dann in ihrer energischen Art hinzu: „Aber ich kann mir nicht helfen: einen einzigen Tag hätte sie schon noch warten können, unsre gute Hämmerlein.“

Man nickte der Beherzten so gleichsam nach innen verständnisvoll zu. Freilich, Recht hatte sie schon, die Schallern. Nach einer halben Stunde fanden sie wieder alle in ihren Einzelstübchen, gedankenvoll, ein wenig gekränt oder wohl auch etwas verängstigt. An wem wird nun die Reihe sein? Fräulein Schaller, noch immer leicht pikiert über die gewisse Rücksichtslosigkeit der Verstorbenen, trennt einen grellbunten Stoffvogel nach dem anderen wieder vom Hütchen ab und versenkt den ganzen Mummenschanz zurück in den Hamsterkasten.

Nebenan hörte brummig der Peruskel und streicht von seinen 32 Knittelversen einen aus, der da so schön gelautet hatte:

„Hoch unsre wadre Hämmerlein!
Wird sie erst einmal 100 sein,
Bekränzen wir ihr Bett und Tisch
Mit Blumen, die wie sie so frisch.“

Ja, Kuchen! Es war halt kein Verlust auf die Weiber, weder auf die jungen noch auf die alten.

Tante Charlottes Erbe.

Skizze von Christel Broehl-Delhaes.

Vielleicht hatte sich Digne Kron das alles nicht so gedacht, als sie bedenkenlos ihre Stadtwohnung aufgab, um Tante Charlottes Erbe zu übernehmen. Das Vertrauliche einer frühlingssprünglichen Landschaft, der ganzen sommerlichen und spätsummerlichen Schönheit der Heide lockte sie willentlich hinaus in ein längst ersehntes Land der Einsamkeit.

Mit Entzücken fühlte Digne ihre prächtig gehobene Stimmung, ein erstaunliches Schaffensbedürfnis. Tante Charlottes Erbe hatte bisher in jeder Beziehung segnend gewirkt, denn auch Dignes Körper war über aller geistigen Tätigkeit nicht zu kurz gekommen. Das viele Liegen zwischen silbernen Birken im herb duftenden Heidekraut färbe ihre Haut fast bronzebraun, und die kräftige Luft reinigte alle Poren, die der Stadtstaub verschlossen, ließ den

Körper stärker und sehniger werden. Das war alles so schön gewesen. Selbst der Herbst noch, da der Regen tagelang unterbrochen platschte und der Sturm gegen die Fenster raste, ganze Hände voll salber Blätter an die Scheiben werfend. Scheite prasselten im Kamin, und Tante Charlottes Haus mit seinen lustigen Biedermeiersämlern, den Truhen, Karitätschen und Kostbarkeiten erwies sich als ideales Künsterheim. Gerade da, als Digne sich so recht behaglich fühlte, sich einer lange erdachten, großen Arbeit hingab, fing das mit der Gute an. Das frische, junge, moderne „Mädchen für alles“, das sich Digne aus der großen Stadt mitgebracht hatte, bekam das Heimweh. Öfter und öfter huschte es zwischen seiner Arbeit ins Zimmer, gleichmütige Dinge erfragend, über dies und das plaudernd. Digne, nicht gewillt, sich in ihrer Arbeit ernstlich stören zu lassen, sah das eine Weile an, verbat sich aber dann energisch diese Störung. Gute tat es ihr manchmal leid. Gute kündigte ihr und verließ sie, als der erste Schnee vor der Haustür glänzte.

Wäre es Sommer gewesen, hätte Digne es nicht einmal empfunden. Voll Zufriedenheit würde sie gearbeitet und in der Zwischenzeit ein Mahl bereitet, Wäsche ausgebessert haben. Nun aber, da sie sich fürchten mußte, weit in die Heide hinauszugehen, in deren unabsehbarem Weiß man sich verirren konnte, nun bedrückte auch sie die Einsamkeit, nun bekam auch sie Heimweh! Nein, nicht das! Es war ihr nur so, als fehle etwas in diesem vollendet alten Hause, etwas, das dazu gehörte, weil es Jahrzehntelang dazu gehört hatte. Und mit einem Male wurde es Digne klar, daß sie Tante Charlottes altes, treues Mädchen nicht hätte entlassen sollen, damals, als sie das Erbe antrat und die kleine, gedankenlose Puppe aus der Stadt mitbrachte, die sich in der Heide zu Tode graute.

Digne Kron trat vom Fenster zurück, vor dem die Landschaft eintönig weiß vermuht lag, vor dem es aus bleischwerer Luft schon wieder zu schneien begann. Wenn doch jetzt jemand dagewesen wäre, der neue Scheite in den Kamin gelegt hätte — wenn doch irgend jemand in der Küche mit den Tellern klappern wollte — wenn sich doch ein seines und kräftiges Kaffearoma durch die Türen schmeichelte würde! — aber es blieb alles einam, still und duftlos.

In diese fast schwermüttige Stille gellte der Klang des Hausschlösses. Verwundert erhob sich Digne und ging zur Tür. Seit Tagen hatte niemand mehr geschellt.

Eine wunderlich verchnete, dürtige, kleine Person stand auf der obersten Stufe. Mehr als diese Gestalt nahm Digne sofort den Ausdruck unsäglich trauriger Augen wahr, der sie seltsam bedrückte.

„Fräulein Digne, das bin ich. Tante Charlottes alte Gitta!“

„Die Gitta?“ Digne schlug die Hände ineinander. „Woher kommst denn du in diesem schrecklichen Schneegestöber?“ „Ich hatt' im Dorf zu tun —“ Selbst wenig Geübte hörten die offenkundige Ausrede heraus. „Und da — da musste ich — noch mal das Haus sehen — wo —“ Sie fror, „dars ich hereinkommen, Fräulein?“

„Aber sicher!“ beeilte sich Digne, die vor lauter Fassungslosigkeit und Freude über den unerwarteten Besuch im Türrahmen stehen geblieben war.

Im dämmerigen Flur schälte sich Gitta aus doppelten Umhängen heraus und klapperte dann auf dicken Sohlen hinter Digne her ins Wohnzimmer. Klein und arm sah sie in einem schweren Sessel und strich mit den rauhen Fingern zärtlich über die Armtüllen.

„Genau wie immer — aber auch gar nichts verändert. Sehen Sie, Fräulein, das wollt' ich mal wiedersehen! Was sag ich — das mußte ich — ja —“

Digne deckte eine Weile die Hand über die Augen, als müsse sie etwas verborgen. Hörtig fragte sie, um Gittas unbedeckten Satz nicht zu Ende hören zu müssen: „Wie geht es denn sonst, Gitta? Bei deiner Schwester hast du doch jetzt einen guten Tag, nicht?“

„Einen guten Tag schon . . .“, sagte Gitta und hob wieder die Augen mit dem Ausdruck eines verjagten Hundes, den Digne so fürchtete, „aber das ist es alles nicht. Wenn man zeitlebens ans Arbeiten und Umsorgen gewöhnt ist —“

Digne brannte die Scham in den Augen. Sie war erschrocken, ergriffen, erschüttert. Mit einer gesuchten Entschuldigung erhob sie sich: sie wolle Kaffee machen. Da sprang Gitta auf — und sie war nicht mehr die kleine, hange-traurige Gestalt von vorhin — „O bitte, Fräulein, dari ich ich das? Hier noch einmal . . . Fräulein!“

„Aber gewiß, Gitta, wenn es dir solche Freude macht. Natürlich.“ Eine Weile später saß Digne wieder allein in ihrem Zimmer, und dann war es so, wie sie es sich noch eben gewünscht hatte: in der Küche wurde mit dem Geschirr geklappert, Kaffeeduft eroberte das Zimmer, und es kamen wieder Schritte über die Treppe. Gitta deckte den Tisch und stellte alles genau so hin, wie es zu Tante Charlottes Zeit gewesen war. Dann brachte sie einen Arm hohes für den Kamin. Gute hatte man immer erst dazu auffordern müssen,

ber bei Gitta war das nicht nötig. Sie tranken miteinander Kaffee und aßen Dinges vor Tagen gebakene Kuchen. Gitta erzählte unablässig, als sei mit der kleinen Tätigkeit in dem geliebten Hause ihre Bedrücktheit verschwunden. Digne hörte ihr mit einer stillen Verwunderung zu. Sie sah ja gar nicht gewußt, welche angenehme Gesellschafterin Tante Charlottes verkannte Freude war. Gitta wußte von jedem Winkel eine Geschichte, und jedes Möbelstück war geradezu ein historisches Stück aus der glanzvollen früheren Zeit. Alle geheimen Wege und Stege der heimlichen Heide kannte Gitta im Schlaf. Dann wollte zunehmende Winterdämmerung der behaglichen Stunde ein Ende beenden. Besorgt sah Gitta nach dem Himmel.

"Nun muß ich wohl wieder zur Bahn gehen", sagte sie ägernd. "Es gibt heute noch mehr Schnee — und —"

"Jetzt schon?" erschrak Digne ernstlich, die unter den Worten der Alten erst recht heimisch geworden im Helle-

hau. "Heir, Gitta, bleib' hier. Es war unrecht und unklug von mir, dich damals weg zu lassen. Du warst ja auch ein Erbteil von Tante Charlotte. Und heute" — sie lächelte übermäßig — „ bist du ja nur aus Heimweh hergekommen. Im Dorf hast du gar nichts zu tun gehabt. Stimmt's?"

"O, Fräulein!" stammelte die Erbtochter, und mit einem Male war von der armen, müden Gestalt mit den traurigen Augen nichts mehr da. Da stand wieder Tante Charlottes richtige, tüchtige Gitta.

"Man soll dir deine Sachen nachschicken", sagte Digne. "Und dann, was meinst du wohl, was zu einem richtigen Festabendbrot gehört?"

Während Gitta mit sinkt umgebundener Schürze seitig in ihr altes und ureigenes Reich wieder hinaufstieg, griff Digne zärtlich zur Arbeit, bei der sie niemand stören würde. Sie war froh, Tante Charlottes Erbe wieder voll zusammen zu haben.

Haus, Hof und Garten

Pflege der Kübelpflanzen im Überwinterungsraum.

Meistens haben wir keinen anderen Raum, diese Pflanzen unterzubringen, als einen düsteren, dumpfen Keller. Daß sie sich dort nicht recht wohl fühlen, läßt sich denken, zumal ihre Blätter auch noch verstauben und von Ungeziefer befallen werden. Darum dürfen wir das Ubel, unter denen sie schon reichlich leiden, nicht noch durch eine schlechte Pflege vergrößern. Wir brauchen uns denn nicht zu wundern, wenn sie in einem traurigen, armseligen Zustand im Frühjahr an das Tageslicht kommen. Vor allem sorge man dafür, daß ihnen bei frostfreiem, warmem Wetter in den Mittagsstunden frische Luft zugeführt wird und öffne an solchen Tagen regelmäßig die Fenster. Keineswegs darf die Erde in den Kübeln vollständig austrocknen. Ein gänzlich trockener Wurzelballen bringt die ganze Pflanze in Gefahr. Es genügt indessen schon, alle drei, bis vier Wochen einmal gut durchzugeben. Will man den Pflanzen eine besondere Wohltat erweisen, dann bringe man sie bei mildem Wetter in den Hof oder Garten, überbrause sie gründlich und wasche die Blätter, wenn sie mit Schildläusen besetzt sind, mit Seifenwasser ab. Das Beste für sie ist, sie zeitig im Frühjahr ins Freie zu bringen, wenn Fröste nicht mehr allzuhäufig auftreten. Immerhin ist es ratsam, sie hier so aufzustellen, daß man sie bei einem Kälterückschlag schützen kann. Das geschieht am einfachsten in der Weise, daß man sie umlegt und mit alten Säcken oder Matten bedekt. Der frühzeitige Aufenthalt macht schließlich die Pflanzen bis zu einem gewissen Grade hart und unempfindlich. Wenngleich entwideln sie keine gänzlich lebensunfähige Triebe, wie das bei zu warm stehenden Pflanzen oft der Fall ist. Darunter haben diese Pflanzen mehr als unter der Kälte zu leiden und verlieren oft ihr schönes Aussehen dadurch.

— o —

Unsere Kakteen im Winter.

Wie die meisten unserer Zimmerpflanzen haben auch die Kakteen mit wenigen Ausnahmen im Winter ihre Ruhezeit. Dann steht ihr Wachstum vollständig still, sie schlafen förmlich. Wir wollen sie auch nicht in ihrer Ruhe weiter föhren und sie nicht durch falsche Behandlung vorzeitig zum Austreiben veranlassen. Bietet doch die Überwinterung der Kakteen keine nennenswerte Schwierigkeiten, wenn sie im Freien während des Sommers gut abgehärtet wurden. Dann lassen sich alle Arten, selbst die empfindlichsten, in einem Nebenzimmer, das bei starker Kälte etwas geheizt werden kann, bei einer durchschnittlichen Wärme von 8—10 Grad Celsius recht gut überwintern. Immerhin ist es ratsam, die Pflanzen möglichst hoch zu stellen, weil die oberen Raumsichten im geschlossenen Raum stets etwas wärmer als die unteren am Boden sind. Die besseren Arten erhalten einen Platz am Fenster. Man vergesse sie aber nicht vor kaltem Luftzug durch die Rägen des Fensters zu schützen, indem man einen etwa 10 Zentimeter breiten Papptreppen vor die Tüpfel stellt. Bei Plakmangel können auch die Kakteen auf einem Schrank oder an einer anderen passenden Stelle untergebracht werden. Während der Monate November bis Februar werden die Kakteen, wenn sie sich in einem Raum von weniger als 8—10 Grad Celsius befinden, überhaupt nicht gegossen. Bei etwas höherer Wärme und dazu in recht trockenem Raum kann man alle 8—14 Tage einmal aber nur mäßig giehen. Die kleinen Tüpfel mit jungen Pflanzen

find dabei öfters zu befeuchten als die großen. Das Gießen soll jetzt nur den Zweck haben, das gänzliche Vertrocknen der feinen Saugwurzeln und das Einschrumpfen der älteren Wurzeln zu verhindern. Zu feucht und warm durchwinterte Kakteen vergeilen, blühen nicht und gehen an Fäulnis zu Grunde. Erst von Mitte Februar oder Anfang März, so bald sich neues Wachstum regt, wird die Erde wieder feucht gehalten und die Pflanzen selbst leicht überspritzt.

Das Verkeimen der Frühkartoffeln.

Von besonderer Wichtigkeit für den Anbau der Frühkartoffeln ist die Vorbereitung des Saatgutes. Schon bei dem Ausmachen sollte man von den fruchtbaren und schönen Kartoffeln auswählen und sie besonders aufzehren. Sie müssen vollständig abgetrocknet in einem luftigen, kühlen Raum aufbewahrt werden. Schon Ende Januar, spätestens Anfang Februar werden die Saatkartoffeln zum Vorkeimen in ein warmes trockenes Zimmer gebracht. Zu diesem Zweck stellt man sie in einen oder mehrere flache Kästen — die Margarinekästen eignen sich dazu sehr gut — nicht nebeneinander, so daß das Gießende mit den meisten Augen oben hin kommt. Die trockene Luft läßt die Knollen abwelken, die Wärme bringt die Keime zur Entwicklung. Nur muß darauf geachtet werden, daß sie kurz und gedrungen bleiben. Lange, dicke Triebe haben keinen Wert, sie sterben in der Erde ab. Wer eine große Anzahl Kartoffeln vorkeimen will, der legt sie in größere Horden, deren Boden aus nicht zu dicht aneinander liegenden Latten besteht und stellt sie übereinander, jedoch in der Weise, daß die Luft gut durchstreichen kann, damit die Austriebe nicht vergeilen.

Die kleine Mühe, die das Vorkeimen macht, wird durch einen frischen und reichlichen Ertrag bestens belohnt; denn, das ist klar, die Knollen haben vor der Ausblübung durch die Entwicklung der Triebe auf den Horden bereits einen großen Vorsprung vor den Kartoffeln voraus, deren Augen noch vollständig ruhen.

Diese Vorteile des Vortreibens der Kartoffeln dürfen nicht durch ein zu frühes Auspflanzen zunächst gemacht werden. Denn die vorgekeimten Knollen sind äußerst empfindlich gegen Kälte. Ein wenn auch gelinder Frost würde die aus dem Boden hervorragenden Pflanzen vernichten. Datum sollte man die Frühkartoffeln nicht vor Mitte April, unter Umständen sogar noch später in die Erde bringen. B.C.

Praktische Winke.

Edelkreiser von Obstbäumen müssen im Dezember oder spätestens Januar geschnitten werden. Man nehme sie nur von fruchtbaren Bäumen auf deren Südseite. Ihr Kern darf keine rötliche Farbe zeigen und ihre Rinde nicht schwärzlich sein. Wasserschoten und Fruchzweige eignen sich nicht zum Veredeln. Die geschnittenen Reiser werden gebündelt und eingeschlagen, am besten auf der Nordseite einer Mauer oder eines Hauses, wo sie kein Sonnenstrahl erreicht.

Die Hortensie verträgt ziemlich starken Frost. Die Sträucher in Vorgärten und geschützten Gärten überwintern meist ohne Decke recht gut. Eingetopfte Pflanzen läßt man recht lange an der Luft, je länger, je besser. Dann reift das Holz gut aus und bringt einen reichen Blütenflor im nächsten Jahre. Die Zweige dürfen nicht zurückgeschnitten werden, sonst fallen dem Schnitt die Blütenknospen zum Opfer. Bevor sie in den Überwinterungsraum kommen, sind sie zu entblättern.